

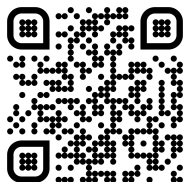
GESTÖRTE

IDYLLE

Monster Stories

Weitere Titel aus der Reihe findest du unter

marcel-richtsteiger.de



MARCEL RICHTSTEIGER

**GESTÖRTE
IDYLLE**

Horror - Thriller

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über dnb.dnb.de abrufbar.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß §44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

© 2026 Marcel Richtsteiger

Lektorat: Felix Rupf

Cover: Marcel Richtsteiger

Für die Qualitätssicherung dieses Buches, sowie einzelne Illustrationen wurden KI-Systeme eingesetzt. Welche und für was genau kann ganz transparent unter marcel-richtsteiger.de nachgeschlagen werden.

Triggerwarnung: In diesem Buch gibt es explizit und detailliert beschriebene Gewalt.

Verlag: BoD · Books on Demand GmbH,
Überseering 33, 22297 Hamburg, bod@bod.de

Druck: Libri Plureos GmbH,
Friedensallee 273, 22763 Hamburg

ISBN: 978-3-6957-3066-7

Inhalt

| | |
|---------------------|-----|
| Das Erbe | 11 |
| Verschwörung..... | 109 |
| Geschichte | 205 |
| Heilige | 315 |
| Schlachtung..... | 413 |
| Gelbe Fenster | 567 |

Im Wartestall erholen sich die Tiere von den Belastungen des Transports.

Der Wartestall bietet optimale Ruhebedingungen für die Tiere und ermöglicht eine kontinuierliche, ruhige Schlachtung.

Das Treiben erfolgt schonend in angepassten Gruppengrößen und unter maßvollem Einsatz von Treibhilfen.

Die Tiere sind so zu [...] schlachten oder zu töten, dass bei ihnen nicht mehr als unvermeidbare Aufregung oder Schäden verursacht werden.

Leitfaden für bewährte Verfahrensweisen

Verband der Fleischwirtschaft

Die stets wiederkehrende Aussage, Wilde, Schwarze, Japaner glichen Tieren, etwa Affen, enthält bereits den Schlüssel zum Pogrom. Über dessen Möglichkeit wird entschieden in dem Augenblick, in dem das Auge eines tödlich verwundeten Tiers den Menschen trifft. Der Trotz, mit dem er diesen Blick von sich schiebt - »es ist ja bloß ein Tier« - wiederholt sich unaufhaltsam in den Grausamkeiten an Menschen, in denen die Täter das »nur ein Tier« immer wieder sich bestätigen müssen, weil sie es schon am Tier nie glauben konnten.

Minima Moralia

Theodor Adorno



Das Erbe

1

Es gibt Orte, die so schön sind, dass man das Schreien nicht hört. Im »Gasthaus Alte Nikolaischule« hörte ich an jenem Julitag nur das leise Klirren der Tassen und Claudias Löffel, der zum dritten Mal durch ihren Cappuccino kreiste, obwohl längst kein ungelöster Zucker mehr darin war. Sie machte das immer, wenn sie ungeduldig wurde.

»Jetzt erzähl schon, Jana«, drängte sie und ihre braunen Augen funkelten neugierig. »Du klangst am Telefon, als hättest du entweder im Lotto gewonnen oder einen Geist gesehen.«

Ich zog den cremefarbenen Umschlag aus meiner Handtasche und legte ihn zwischen uns auf den Tisch. Die Adresse war in einer altmodischen Schreibschrift verfasst, die an Urkunden oder Testamente erinnerte. »Beides könnte stimmen«, murmelte ich.

Claudia griff nach dem Brief, noch bevor ich ihn richtig hingelegt hatte. *Typisch Claudia. Zwanzig Jahre Freundschaft, und sie ist immer noch wie ein Kind am Weihnachtsmorgen.* Der Gedanke wärmte mich. Es gab so wenig Beständigkeit in meinem Leben, aber Claudia war immer da gewesen.

Sie überflog die erste Seite und ihre Augenbrauen wanderten im-

mer höher.

»Jana, das klingt wie diese Spam-Mails!« Sie blätterte weiter. »Aber wenn es echt ist...« Ihre Stimme wurde leiser. »Mensch, dann hast du ja im Lotto gewonnen! Eine Wurstfabrik? In Bayern? Von einem Großonkel?«

»Joachim Richter«, sagte ich und nippte an meinem schwarzen Kaffee. Er schmeckte bitter, passte zu meiner Stimmung. »Papa hat ihn vielleicht drei Mal in meinem ganzen Leben erwähnt. Und dann nur, um zu sagen, dass er ein seltsamer Kauz sei und die Familie mit ihm gebrochen habe.«

»Wann war das denn?« Claudia studierte weiter die Papiere.

»In den Neunzigern, glaube ich. Papa wurde immer ausweichend, wenn ich nachgefragt habe.« Ich rieb mir die Schläfe. »Du weißt ja, wie er war. Ehrlich bis auf die Knochen, aber über Familienangelegenheiten hat er ungern geredet.«

Ein Jahr war es jetzt her seit Papas Tod. Ein Jahr, in dem diese kleine Wohnung in der Südvorstadt immer leerer geworden war. Nicht, weil ich Dinge weggeräumt hätte – im Gegenteil. Aber ohne seine sonntäglichen Besuche, ohne seine besorgten Anrufe und seine warme, beruhigende Präsenz fühlte sich alles größer und kälter an.

365 Tage. 52 Sonntage ohne seinen Anruf. Zwölf Monate, in denen ich jeden Morgen kurz vergesse, dass er tot ist, bis es mich dann wieder trifft.

»Hast du mit Kerstin darüber gesprochen?«, fragte Claudia. Sie kannte mein kompliziertes Verhältnis zu Papas letzter Freundin.

»Nein.« Ich schüttelte den Kopf. »Wir haben uns seit der Beerdigung kaum gesehen. Ein paar höfliche Nachrichten zu Weihnachten und meinem Geburtstag, das war's.«

»Aber sie müsste doch etwas über diesen Joachim wissen, oder? Immerhin waren die beiden zwei Jahre zusammen.«

»Wahrscheinlich schon.« Ich starrte auf das Stiftungslogo, das sich durch alle Dokumente zog – ein stilisiertes Wappen mit Ähren und einem Berggipfel. »Aber ehrlich gesagt, hatte ich nie das Gefühl, dass Papa ihr wirklich alles erzählt hat. Er war... vorsichtig geworden

in den letzten Jahren.«

Oder hatte ich einfach nicht genau genug hingeschaut? Zu beschäftigt mit meinen eigenen Problemen, meinem eigenen Leben. Zu selbstverständlich davon ausgegangen, dass Papa immer da sein würde.

Claudia legte den Brief beiseite und griff nach meiner Hand. »Jana, du klingst so skeptisch. Das hier könnte doch ein Geschenk des Himmels sein. Wann warst du das letzte Mal länger als drei Tage aus Leipzig raus?«

Sie hatte recht. Seit Papas Tod hatte ich mich wie eine Einsiedlerin verhalten. Schule, Wohnung, gelegentlich ein Spaziergang durch den Clara-Zetkin-Park. Mein Leben war auf die Größe einer Schneekugel geschrumpft.

»Es ist nur...« Ich suchte nach den richtigen Worten. »Es kommt mir zu gut vor, um wahr zu sein. Papa stirbt, und plötzlich erbe ich von einem Großonkel, von dem ich nichts wusste, eine Fabrik, die Millionen wert ist? Das passiert doch nur in schlechten Filmen.«

»Oder im echten Leben«, widersprach Claudia. »Schau dir die Dokumente an. Das ist alles professionell gemacht. Notarstempel, Unterschriften, sogar eine Kondolenzkarte von diesem... Stiftungskurator.« Sie hielt ein elfenbeinfarbenes Kärtchen hoch. »Menschen schicken keine gefälschten Kondolenzkarten, Jana.«

Ich musste trotz allem lächeln. Das war typisch Claudia – praktisch, optimistisch und immer bereit, das Beste anzunehmen. *Wie macht sie das nur? Nach all den Jahren, zwei Kindern, dem ganzen Stress – und sie sieht immer noch das Gute in allem. Ich wünschte, ich könnte das auch.*

»Du denkst also, ich sollte hinfahren?«

»Natürlich solltest du hinfahren!« Sie lehnte sich vor, ihre Augen leuchteten. »Das schlimmste, was passieren könnte, wäre doch, dass du ein paar Tage Ablenkung in einem kleinen bayerischen Dorf bekommst, anstatt hier zuhause einsam zu versauern.«

»Einsam versauern«, wiederholte ich trocken. »Du hast wirklich eine poetische Ader.«

»Ich meine es ernst, Jana.« Claudias Stimme wurde sanfter. »Du

hockst seit einem Jahr in dieser Wohnung und wartest auf... was eigentlich? Dein Papa kommt nicht zurück. Aber das Leben geht weiter.«

Sie hatte recht, und das wusste ich auch. *Das Leben geht weiter. Claudias Leben geht weiter. Die Kinder in der Schule gehen weiter. Nur meins fühlt sich an, als stünde es still.*

Trotzdem nagte etwas an mir. »Was, wenn das alles ein riesiger Irrtum ist? Oder ein Betrug?«

»Dann fährst du wieder nach Hause und hast eine interessante Geschichte zu erzählen.« Claudia zuckte mit den Schultern. »Aber was, wenn nicht? Was, wenn das hier deine Chance ist, endlich mal etwas anderes zu sehen? Neue Menschen zu treffen? Vielleicht sogar...« Sie grinste verschmitzt. »Einen netten Bayern kennenzulernen?«

»Claudia!«

»Was denn? Du bist 45, nicht 95. Und du warst lange genug allein.«

14 Jahre, um genau zu sein. Seit Marcus. Seit Steffi. Ich schob den Gedanken beiseite. Das war lange vorbei.

Ich blätterte noch einmal durch die Dokumente. Da war eine Einladung, das Dorf und die Fabrik zu besuchen. Ein Hotelzimmer sei bereits reserviert, alle Kosten übernommen. Eine Telefonnummer für weitere Fragen. Alles wirkte seriös und durchdacht.

»Die Sommerferien haben gerade angefangen«, murmelte ich mehr zu mir selbst. »Sechs Wochen ohne Schule.«

Sechs Wochen ohne die täglichen Erinnerungen an leere Stühle und Gesichter, die nicht mehr da sind. Ohne den Blick auf Leons alten Platz in der dritten Reihe. Sechs Wochen, um nicht jeden Morgen daran erinnert zu werden, dass ich die Zeichen übersehen habe.

Claudia griff wieder nach meiner Hand. »Jana, du denkst immer noch an Leon, oder?« Ihre Stimme war sanft, aber bestimmt. »Du gibst dir immer noch die Schuld dafür, was passiert ist.«

»Ich hätte es merken müssen«, sagte ich leise. »Die blauen Flecken, seine Müdigkeit. Ein Zehnjähriger bringt sich nicht einfach so

um.«

»Du bist Lehrerin, keine Hellseherin. Und du warst nicht die Einzige, die nichts gemerkt hat.« Claudia seufzte. »Dr. Stern hat dir doch gesagt, dass häusliche Gewalt oft unsichtbar bleibt. Sogar für Profis.«

»Schon. Trotzdem...«

»Trotzdem nichts. Du könntest wirklich mal Abstand gewinnen. Von allem.« Claudia drückte meine Hand und lächelte ermutigend. »Und vielleicht ist das hier ja genau die richtige Gelegenheit dafür.« Sie deutete auf die Dokumente. »Du packst deine Sachen, fährst nach... wie heißt das Dorf noch mal?«

»Oberschnaubing. Im Landkreis Weilheim-Schongau.«

»Oberschnaubing. Klingt wie aus einem Märchen. Du fährst hin, schaust dir alles an, und wenn es dir nicht gefällt, bist du in drei Stunden wieder in Leipzig.«

In drei Stunden wieder in Leipzig. Zurück in meiner Wohnung. Zurück zu meinem kleinen Leben. Zurück zu allem, was mich an das erinnert, was ich verloren habe.

Der Kellner kam vorbei und schenkte uns ungefragt Kaffee nach. Das Café füllte sich mit dem Mittagsansturm – Studenten, Touristen, Leipziger auf der Mittagspause. Normales Leben. Vertraute Gesichter. Meine kleine, sichere Welt.

Sicher. Aber auch leer.

»Weißt du, was Papa immer gesagt hat?«, fragte ich schließlich.

»Das machen wir schon, Jana. Wir Richters geben nicht auf«, zitierten wir beide gleichzeitig.

Claudia lachte. »Siehst du? Sogar dein Vater würde dir raten hinzufahren.«

Vielleicht. Oder vielleicht hätte er mir von seinem Onkel erzählt, wenn er gewollt hätte, dass ich etwas mit ihm zu tun habe. *Aber er hatte auch viele andere Geheimnisse. Dinge, über die er nie sprach. Vielleicht war das seine Art, mich zu schützen. Oder vielleicht wollte er einfach vergessen.*

Diese Frage würde ich nie beantworten können.

Ich faltete die Papiere zusammen und steckte sie wieder in den Umschlag. »Okay«, sagte ich und mein Herz schlug plötzlich schneller. »Ich fahre hin. Was ist das Schlimmste, was passieren kann?«

»Dass du eine langweilige Woche in der bayerischen Provinz bringst«, antwortete Claudia grinsend. »Und selbst das wäre besser als dein bisheriger Sommer.«

Langweilig wäre gut. Langweilig wäre sogar perfekt. Einfach mal weg. Einfach mal nicht nachdenken. Einfach mal nicht Jana Richter sein, die Lehrerin mit den Schuldgefühlen.

Als wir das Café verließen und in das warme Julilicht traten, wusste ich noch nicht, wie sehr sich mein Leben in den nächsten Wochen verändern würde. Ich dachte an Berge und Wiesen, an freundliche Dorfbewohner und vielleicht an ein paar ruhige Tage fernab von Leipzig.

Dass ich stattdessen in eine Welt geraten würde, in der nichts so war, wie es schien, ahnte ich nicht einmal.

Aber vielleicht ist das gut so. Manche Türen würde man nie öffnen, wenn man wüsste, was dahinter liegt.

2

Die Reise hatte lang gedauert. Erst der ICE von Leipzig nach München, wo ich die Landschaft beobachtet hatte, wie sie von der flachen Leipziger Tiefebene langsam in die sanften Hügel des Alpenvorlandes übergang. Dann der Regionalzug von München nach Weilheim – fast leer, nur ein paar Pendler und ich. Mit jedem Kilometer wurde die Aufregung größer – und auch die Nervosität.

Als ich am Bahnhof Weilheim aus dem Zug stieg, suchte ich nach einem Taxistand oder einer Bushaltestelle. Laut meinen Unterlagen gab es nur dreimal täglich eine Verbindung nach Oberschnauring, und die nächste erst in zwei Stunden.

»Grüß Gott, sind Sie die Frau Richter?«

Ich drehte mich um. Ein Mann in den Fünfigern stand vor mir, freundlich lächelnd, mit einer dunklen Mütze und einem sauberen, wenn auch etwas abgetragenen Anzug. Er hatte die wettergegerbte Haut eines Menschen, der viel draußen arbeitete, aber seine Augen waren warmherzig und aufrichtig.

»Ja, das bin ich«, antwortete ich überrascht.

»Huber. Franz Huber.« Er griff nach seinem Mützenrand in einer altmodischen Geste des Grüßens. »Ich bin geschickt worden, Sie abzuholen, gell. Der Herr Bürgermeister hat sich gedacht, dass die Busverbindung für so eine wichtige Besucherin fei net angemessen wäre.«

Eine wichtige Besucherin. *Interessant. Normalerweise wartet an Bahnhöfen niemand auf mich.* Die Freundlichkeit des Mannes war so ehrlich, dass meine Bedenken schnell verflogen. Oder zumindest die meisten.

»Das ist sehr aufmerksam«, sagte ich. »Ich hätte auch den Bus genommen.«

Franz Huber lachte. »Mei, der alte Omnibus rattert wie ein Traktor. Kommen Sie, ich hab den Wagen direkt vor dem Bahnhof stehen.«

Er führte mich zu einem dunkelgrünen Mercedes – nicht neu, aber gepflegt und glänzend geputzt. Als er mir die Beifahrertür öffnete, bemerkte ich seine Hände: sauber, aber mit den Schwielen eines Arbeiters.

»Fahren Sie beruflich?«, fragte ich, als wir die kleine Stadt verließen und auf eine Landstraße einbogen.

»Ach nein«, sagte er und sein Gesicht strahlte Stolz aus. »Ich arbeite in der Käserei. Seit dreißig Jahren schon. Aber heute hab ich mir freigenommen, um Sie zu fahren. Es ist fei net jeden Tag, dass die Nichte von unserem Herrn Joachim nach Oberschnaubing kommt.«

Großnichte, dachte ich, aber korrigierte ihn nicht. *Und seit wann nimmt man sich frei, um die entfernte Verwandtschaft des Chefs chauffieren zu dürfen? Das klingt eher nach Staatsbesuch als nach Erbtante*

auf Stippvisite.

Stattdessen sah ich durch das Fenster auf die Landschaft, die an uns vorbeizog. Sanfte Hügel, dichte Wälder, einzelne Bauernhöfe. Alles sehr idyllisch und friedlich.

»Es ist wunderschön hier«, sagte ich.

»Freilich ist es das.« Franz nickte zufrieden. »Oberschnaubing ist fei ein besonderer Ort. Wir haben alles, was man braucht. Gute Arbeit, gute Gemeinschaft, gute Luft.« Er atmete tief ein, als könnte er sie durch die geschlossenen Fenster riechen. »Und unsere Produkte... mei, darauf können wir stolz sein.«

»Was für Produkte stellen Sie denn her?«

»Käse hauptsächlich. Aber auch Wurst und andere Fleischwaren.« Seine Augen leuchteten mit einer Begeisterung, die ich sonst nur bei meinen Viertklässlern sah, wenn sie von Minecraft erzählten. »Unser Käse ist fei etwas ganz Besonderes, gell. Wir haben ein altes Familienrezept, das seit Generationen weitergegeben wird. Der Geschmack ist unvergleichlich.«

Ich horchte auf. »Ein Familienrezept? Von welcher Familie?«

»Von den Richters, freilich.« Franz sah mich kurz von der Seite an. »Ihr Großonkel hat das Geheimnis von seinem Vater geerbt, und der wiederum von seinem Vater. Das ist eine Tradition, die weit zurückreicht.«

Das war merkwürdig. Papa hatte nie einen Familienbrauch in der Käseherstellung erwähnt. Soweit ich wusste, waren die Richters immer einfache Handwerker gewesen.

»Und woher kommt die Milch?«, fragte ich.

Franz zögerte einen Moment, fast unmerklich. »Von den örtlichen Höfen, freilich. Wir haben die beste Weidewirtschaft weit und breit.«

Ich blickte aus dem Fenster. Bisher hatte ich keinen einzigen Bauernhof mit Kühen gesehen. Nur Wälder, Wiesen und gelegentlich ein paar Schafe. *Die beste Weidewirtschaft weit und breit, nur leider ohne Kühe. Vielleicht sind sie besonders scheu. Oder unsichtbar. Quantenkühe.*

»Gibt es denn viele Milchviehbetriebe in der Gegend?«, fragte ich.

»Mei, die meisten Höfe liegen a bisserl abseits«, sagte Franz schnell. »Versteckt in den Tälern. Wir haben hier eine... traditionelle Art der Landwirtschaft. Sehr naturverbunden. Die Städter verstehen das oft net.«

Ah ja, die geheimnisvollen Talkuh-Verstecke. So naturverbunden, dass man sie nicht sieht. Wie Einhörner, nur mit Euter. Die Art, wie er »traditionell« sagte, klang irgendwie ausweichend. Aber bevor ich nachfragen konnte, bog er von der Hauptstraße ab auf eine schmalere Straße mit einem schlichten Hinweisschild: »Oberschnauring 5 km«.

»Fast da«, sagte Franz und schien erleichtert, das Thema wechseln zu können. »Sie werden unser Dorf mögen. Es ist ruhig, aber lebendig, gell. Gute Menschen. Jeder hilft jedem.«

Klingt wie die Eigenwerbung einer Sekte. Aber das ist hier in Bayern wohl normal.

Die Straße schlängelte sich durch dichten Wald. Hohe Fichten warfen dunkle Schatten, und nur gelegentlich fiel ein Sonnenstrahl durch das Blätterdach. Nach ein paar Minuten lichtete sich der Wald, und vor uns öffnete sich ein weites Tal.

Oberschnauring lag wie in einer natürlichen Mulde eingebettet. Das erste, was ich sah, war der Kirchturm – ein weißer Spitzturm mit grünem Zwiebdach, der sich gegen den blauen Himmel abhob. Drumherum gruppierten sich die Häuser des Dorfes: typische bayrische Bauten mit roten Ziegeldächern und weißen Fassaden, aber auch neuere Gebäude, die sich harmonisch in das Gesamtbild einfügten.

»Ist das die Kirche?«, fragte ich.

»St. Margareten, ja. Spätgotisch, fünfzehntes Jahrhundert.« Franz' Stimme klang stolz. »Wir haben auch eine Wallfahrtskirche oben auf dem Kirchberg, aber die ist... mei, etwas vernachlässigt halt.«

Eine vernachlässigte Wallfahrtskirche in einem Dorf, das aussieht wie frisch für den Tourismusprospekt fotografiert? Prioritäten.

Als wir ins Dorf hineinfuhren, bemerkte ich die außergewöhnli-

che Sauberkeit. Die Straßen waren makellos, die Gebäude frisch gestrichen, die Gärten perfekt gepflegt. Alles wirkte wie aus einem Prospekt für »Urlaub auf dem Bauernhof«. Oder aus einer dieser amerikanischen Vorstädte, wo alle Häuser gleich aussehen und man Ärger kriegt, wenn der Rasen zwei Zentimeter zu lang ist.

An den Laternenmasten und an einigen Hauswänden hingen Wahlplakate – bunte Gesichter, die freundlich in die Kamera lächelten.

»Sehr gepflegt hier«, bemerkte ich. »Und es scheint Wahlkampf zu sein.«

Franz nickte. »Ach ja, die Bürgermeisterwahl im September. Alle sechs Jahre das gleiche Theater.« Er klang amüsiert. »Bernd Moser von der CSU gegen Jürgen Moser von den Freien Wählern.«

Ich betrachtete die Plakate genauer, während wir langsam durch die Hauptstraße fuhren. Auf dem ersten lächelte ein Mann mit gepflegtem Schnurrbart und CSU-Blau selbstbewusst in die Kamera. »Tradition bewahren – Zukunft gestalten« stand darunter. Direkt daneben, am selben Laternenmast, prangte ein weiteres Plakat: derselbe Mann, nur ohne Schnurrbart und in Grün. »Nachhaltig in die Zukunft – gemeinsam und verantwortlich.«

Ich blinzelte. *Warte mal. Das ist doch...*

Mein Blick wanderte von Plakat zu Plakat. Überall dasselbe Bild: zweimal derselbe Mensch, einmal mit, einmal ohne Gesichtsbehaarung. Selbes markantes Gesicht, selbe blaue Augen, selbe Statur. Der einzige Unterschied war der Schnurrbart und die Farbgebung.

»Moser und Moser.« Ich sah noch einmal von Plakat zu Plakat. »Sind die beiden verwandt?«

»Brüder«, bestätigte Franz, als wäre das die normalste Sache der Welt. »Aber Sie glauben gar net, wie unterschiedlich die sind. Bernd, der Amtierende, will unsere bewährten Gepflogenheiten schützen und unser Dorf vor zu vielen Fremden bewahren. Jürgen hingegen setzt auf nachhaltigen, sanften Wandel und möchte Oberschnaubing für ausgewählte Besucher öffnen.« Er schüttelte den Kopf. »Komplett verschiedene Welten, obwohl sie aus dem gleichen Haus kom-

men, Herrgott nochmal.«

Komplett verschiedene Welten? Der eine hat einen Schnurrbart. Das ist der ganze Unterschied. Das ist, als würden Clark Kent und Superman gegeneinander antreten. Ich musste mich zusammenreißen, nicht laut loszuprusten. Demokratie hautnah: Wählen Sie zwischen Schnurrbart und kein Schnurrbart. Die Spannung ist unerträglich.

»Und wer liegt vorn?«, fragte ich und versuchte, meine Belustigung zu verbergen.

»Mei, das wechselt alle paar Wochen«, sagte Franz mit einem Lächeln. »Aber am Ende... wissen Sie, egal wer gewinnt, Oberschnaubing bleibt Oberschnaubing. Wir sind halt stolz auf unser Dorf. Jeder trägt seinen Teil bei.«

Egal wer gewinnt, Oberschnaubing bleibt Oberschnaubing. Das klang weniger nach Demokratie und mehr nach... ja, wonach eigentlich? Nach einer sehr aufwendigen Inszenierung von Wahlkampf, wo am Ende eh alles beim Alten bleibt. Wie die Bundestagswahl, nur ehrlicher.

Wir fuhren durch die Hauptstraße. Ich sah Menschen auf den Gehwegen, die uns neugierig nachblickten. Ein älterer Mann hob grüßend die Hand, eine Frau mit Einkaufstasche lächelte und winkte. Alle wirkten freundlich und zufrieden. *Zu freundlich. Zu zufrieden. Als hätten sie alle denselben Glücklichs-Workshop besucht.*

Aber etwas störte mich noch mehr. Ich brauchte einen Moment, um zu verstehen, was es war: Es gab keine Touristen. In einem so malerischen Ort hätte ich zumindest ein paar auswärtige Besucher erwartet, Wanderer oder Tagesausflügler. Stattdessen sah ich nur Einheimische, die alle den gleichen zufriedenen, aber irgendwie geschlossenen Ausdruck trugen. *Wie eine Gemeinde in einem dieser dystopischen Science-Fiction-Filme, kurz bevor der Protagonist herausfindet, dass alle Bewohner in Wahrheit Außerirdische sind.*

»Kommen denn viele Besucher hierher?«, fragte ich.

Franz öffnete den Mund, zögerte, dann deutete er durch die Windschutzscheibe. »Aber schauen Sie mal, da vorne ist schon der Hirsch! Unser Gasthof. Gleich haben wir es geschafft, gell.«

Die Frage war nicht, wo der Gasthof steht. Aber Franz strahlte be-

reits so eifrig über das Lenkrad, dass ich den Moment verstreichen ließ.

Er bog in eine Seitenstraße ein, und wir hielten vor einem zweistöckigen Gebäude mit einem geschnitzten Holzschild: »Gasthof Zum Hirsch«. Das Haus war alt, aber liebevoll restauriert, mit Blumenkästen vor den Fenstern und einer schweren Holztür mit Eisenbeschlägen. *Blumenkästen. Natürlich. Rote Geranien. Könnte auch ein Stockfoto sein: »Bayerisches Gasthaus, authentisch (TM)«.*

»So, da wären wir«, sagte Franz und stieg aus, um mir die Tür zu öffnen. »Die Wirtin, Frau Becker, erwartet Sie schon. Eine gute Frau, die zusammen mit ihrer herzallerliebsten Schwester dieses Gasthaus führt. Sie werden sich wohlfühlen, gell.«

Herzallerliebste Schwester. Wer redet so? Außer in Märchen oder auf Grußkarten für Achtzigjährige?

Ich stand vor dem Gasthof und atmete die warme Sommerluft ein. Sie roch nach Heu, Blumen und... etwas anderem. Etwas, das ich nicht einordnen konnte. Ein leicht süßlicher Geruch, der unter all den ländlichen Düften lag. Nicht unangenehm, aber irgendwie... fremd.

»Was ist das für ein Geruch?«, fragte ich.

Franz hatte meine Reisetasche aus dem Kofferraum geholt und sah mich fragend an. »Geruch?«

»So süßlich. Liegt da in der Luft.«

Er schnupperte und zuckte mit den Schultern. »Mei, das wird die Käserei sein. Je nach Windrichtung riecht man sie halt im ganzen Dorf. Aber man gewöhnt sich dran. Nach ein paar Tagen merken Sie es gar net mehr.«

Die Käserei riecht süßlich? Seit wann riecht Käse süß? Käse riecht nach... Käse. Nach Milch. Nach Hefe. Manchmal nach alten Socken. Aber süßlich? Ich versuchte, den Geruch einzuordnen, aber er entzog sich jeder Kategorie, die ich kannte.

Die Käserei. Ich blickte in die Richtung, in die Franz genickt hatte, aber sah nur Bäume und die Dächer einiger Gebäude. Moderne, industriell aussehende Gebäude, die nicht so recht zu dem maleri-

schen Dorfbild passen wollten.

»Ist die Fabrik weit von hier?«

»Knapp einen Kilometer. Am westlichen Ortsrand, im Gewerbegebiet. Der Herr Joachim hat sie dort hingebaut, damit sie das Dorfbild net stört.« Franz reichte mir meine Tasche. »Sie können sie morgen besichtigen. Heute sollen Sie sich erst mal eingewöhnen, gell.«

Eingewöhnen. Als würde ich hierbleiben. Als wäre das schon beschlossene Sache. Ich schob den Gedanken beiseite. Ich war paranoid. Das kam vom Reisen.

»Das ist sehr freundlich«, sagte ich. »Vielen Dank für die Fahrt.«

»Gern geschehen.« Franz setzte seine Mütze wieder auf. »Willkommen in Oberschnaubing, Frau Richter. Ich hoffe, Sie fühlen sich bei uns wohl, gell.«

Bei uns. Als gehörte ich schon dazu.

Als er wegfuhr, stand ich allein vor dem Gasthof. Das Dorf um mich herum war ruhig und friedlich. Zu friedlich vielleicht. Es war früher Nachmittag, aber die Straßen waren fast menschenleer. Keine spielenden Kinder, keine Hunde, kaum Verkehr. Nur die gelegentlichen, neugierigen Blicke aus Fenstern, die sich schnell wieder schlossen, wenn ich in ihre Richtung sah.

Wo sind die Kinder? Es sind Sommerferien. Die Straßen müssten voller Kinder sein. Mit Fahrrädern. Mit Kreide. Mit diesem unerklärlichen Drang, so laut wie möglich zu schreien. Aber hier: Stille. Als hätte jemand die Lautstärke auf stumm geschaltet.

Ich hob meine Tasche und ging zur Tür des Gasthofs. Über mir hing das Schild im leichten Wind und knarrte leise. Als ich die schwere Türklinke hinunterdrückte, spürte ich zum ersten Mal so etwas wie Unbehagen.

Es war nicht das freundliche Bayern-Dorf, das ich erwartet hatte. Es war zu perfekt, zu sauber, zu... kontrolliert. *Wie eine Filmkulisse. Oder wie diese Orte in Thrillern, wo am Ende alle tot sind, weil sie ein schreckliches Geheimnis hüten.*

Ich schüttelte den Kopf über meine eigenen Gedanken. *Du liest zu*

viele Krimis, Jana. Das ist einfach nur ein gut organisiertes Dorf mit zwei Brüdern, die sich über Schnurrbärte definieren und unsichtbare Kühe haben. Völlig normal.

Die Tür öffnete sich mit einem leisen Quietschen, und der warme Geruch von Bienenwachs, altem Holz und abgestandenem Zigarettenrauch schlug mir entgegen.

Zeit, mein Erbe kennenzulernen.

3

Die Gaststube des »Zum Hirsch« verkörperte alles, was ich mir unter bayerischer Gemütlichkeit vorgestellt hatte. Dunkle Holzvertäfelung, massive Eichentische, der süße Geruch von Bienenwachs – und überlagert von einem hartnäckigen Zigarettengeruch, der mich an die Kneipen aus meiner Jugend erinnerte.

Rauchverbot? Offenbar nicht in Oberschnaubing. Hier scheinen manche Gesetze optional zu sein.

Hinter der Theke stand eine kräftige Frau in den Sechzigern mit graumeliertem Haar und lebhaften blauen Augen. Sie musterte mich einen Moment schweigend, während sie an einer Zigarette zog. Ihr Blick war nicht unfreundlich, aber prüfend – als würde sie ein Buch aufschlagen und die ersten Seiten überfliegen. Dann breitete sich ein warmes Lächeln über ihr Gesicht aus.

»Nu, Kindchen, da sind Sie ja!« Sie kam um die Theke herum, die Zigarette lässig zwischen den Fingern. »Ich bin die Silvia. Silvia Becker. Setzen Sie sich hin, ich mach Ihnen was Ordentliches.«

Ihre Stimme war rau und herzlich zugleich, mit einem sächsischen Akzent, der mich überraschte.

»Das ist sehr freundlich«, sagte ich. »Ich bin Jana Richter.«

»Weiß ich doch, Kindchen.« Silvia wischte ihre Hände an der Schürze ab. »Franz hat angerufen. Sie sind müde von der Reise, da brauchen Sie erst mal einen ordentlichen Kaffee und was Warmes im Magen.«

Kindchen. Seit dreißig Jahren hat mich niemand mehr so genannt. Etwas in mir entspannte sich ein wenig. Es war etwas Mütterliches an dieser Frau, etwas Aufrichtiges, das durch all die Zigarettenrauchschwaden hindurchschien.

Bevor ich antworten konnte, öffnete sich die Eingangstür, und ein Mann trat ein.

Mein Herz machte einen kleinen, unerklärlichen Sprung.

Er war groß, hatte dunkelbraune Haare mit ersten silbernen Strähnen und trug ein kariertes Hemd unter einer dunklen Jacke. Als er mich sah, zögerte er einen Moment, dann lächelte er – und dieses Lächeln erreichte seine Augen. Graubraune Augen, die etwas Melancholisches hatten, aber auch eine Wärme, die sofort etwas in mir berührte.

Atme, Jana. Das ist nur ein Mann. Du kennst Männer. Du unterrichtest kleine Versionen davon.

»Das muss unsere neue Erbin sein«, sagte er und kam mit ausgestreckter Hand auf mich zu. »Frederick Schütz. Ich arbeite in der Käserei.«

Seine Hand war warm und fest, und er hielt den Kontakt einen Moment länger als nötig. *Oder bilde ich mir das nur ein?* Seine Stimme war tief und angenehm, und als unsere Hände sich berührten, spürte ich ein leichtes Kribbeln.

»Jana Richter«, stellte ich mich vor, obwohl er das offensichtlich schon wusste. *Sehr eloquent, Jana. Vielleicht fällt dir ja noch dein Geburtsdatum ein, dann wäre die Vorstellung komplett.*

»Frederick soll Sie ein bisschen rumführen«, erklärte Silvia, während sie bereits Kaffeetassen aus dem Schrank holte. »Er kennt hier jeden Stein und jeden Baum. Und jede Geschichte.« Sie zwinkerte ihm zu.

»Nur die harmlosen«, entgegnete Frederick mit einem Grinsen. »Die anderen erzähle ich erst beim zweiten Kaffee.«

War das Flirten? Ich spürte, wie meine Wangen warm wurden. Es war Jahre her, seit ein Mann so mit mir gescherzt hatte. *Vierzehn Jahre, um genau zu sein. Seit Marcus. Und das hat ja fantastisch funkzio-*

niert.

»Erst mal braucht das Kindchen einen Schlüssel«, verkündete Silvia und ging zu einem kleinen Holzbrett an der Wand, an dem mehrere Haken angebracht waren. Ich sah, dass an den ersten beiden Haken – nummeriert mit 100 und 101 – keine Schlüssel hingen, während an den Haken 102, 103 und 104 jeweils ein Schlüssel baumelte.

Sie nahm den Schlüssel von Haken 102 ab. »So, Zimmer 102. Das ist unser schönstes Gästezimmer. Mit Blick auf den Dorfplatz.«

Mein Blick wanderte zu den leeren Haken. *Zwei Zimmer belegt, drei frei. Einfache Mathematik. Und doch...*

»Die anderen Zimmer sind belegt?«, fragte ich.

»Die Zimmer 100 und 101 sind... nicht verfügbar«, sagte Silvia ausweichend, aber das klang völlig normal.

Nicht verfügbar. Nicht belegt. Ein feiner Unterschied, der vermutlich keiner ist. Oder doch?

»Bewirtschaften Sie das alles hier allein?«, fragte ich beeindruckt. Der Gasthof wirkte gepflegt und einladend, das war viel Arbeit für eine Person.

»Ach, Gott sei Dank nein!« Silvia lachte herzlich. »Meine Schwester Sigrun hilft mir. Die Gute ist gerade beim Einkaufen, sonst hätten Sie sie ooch schon kennengelernt. Nu, eine Seele von Mensch. Ohne sie könnte ich das hier gar nicht schaffen.«

»Sie werden Sigrun mögen«, fügte Frederick hinzu. »Sie ist... besonders. Hat ein Herz für alle und jeden.«

Die Art, wie beide von dieser Sigrun sprachen, klang fast zu schwärmerisch. *Als wäre sie eine Art Heilige. Oder Mutter Teresa persönlich. Beim Einkaufen. In einem Dorf ohne sichtbare Geschäfte außer einem REWE.*

Silvia stellte eine dampfende Kaffeetasse vor mich hin. Der Kaffee war stark und gut, mit einem leicht rauchigen Geschmack. *Endlich mal vernünftiger Kaffee. Wenn hier alles so gut ist, könnte ich mich daran gewöhnen.*

»Soll ich Sie zu Ihrem Zimmer bringen?«, fragte Frederick.

»Dann können Sie sich erst mal ein bisschen frischmachen.«

Ich folgte ihm eine schmale Holzterrasse hinauf ins erste Obergeschoss. Der Flur war schmal und nur schwach beleuchtet. Drei Türen waren sichtbar: 100, 101 und ganz am Ende 102.

Frederick geht vor mir die Treppe hinauf. Konzentriere dich auf die Stufen, Jana, nicht auf... andere Dinge. Du bist 45, kein Teenager.

»Komisch«, murmelte ich und blieb stehen.

»Was ist komisch?«, fragte Frederick. Als er sich zu mir umdrehte, stand er nur zwei Stufen über mir, und plötzlich war er sehr nah.

»Na, unten hingen doch auch Schlüssel für 103 und 104. Aber hier...« Ich blickte den kurzen Flur entlang und versuchte, mich auf die Architektur zu konzentrieren. »Hier sind nur drei Türen. Wo sind denn die anderen Zimmer?«

Frederick zögerte einen Moment. »Alte Häuser haben ihre Eigenarten«, sagte er vage. »Viele Umbauten über die Jahre. Die Nummerierung... ist nicht immer logisch.«

Seine Antwort klang einstudiert, und ich spürte, dass er mir nicht die ganze Wahrheit sagte. *Alte Häuser haben ihre Eigenarten. Genauso wie alte Dörfer offenbar ihre unsichtbaren Kühe und verschwundenen Hotelzimmer haben.*

Er schloss die Tür zu 102 auf und ließ mich eintreten. Das Zimmer war gemütlich und sauber, mit einem großen Doppelbett, einem alten Kleiderschrank und einem kleinen Tisch am Fenster. Über dem Bett hing ein Bild von einem Paar in Tracht.

»Sehr schön«, sagte ich ehrlich. »Und wirklich ruhig.«

Frederick trat neben mich ans Fenster. Er stand so nah, dass ich sein Aftershave riechen konnte – etwas Holziges, Maskulines. *Fichte. Und noch etwas. Bergamotte? Seit wann achte ich auf so etwas? Mein Mund wurde trocken.*

»Von hier können Sie das ganze Dorfleben beobachten«, sagte er. »Obwohl – viel passiert hier normalerweise nicht.«

»Normalerweise?«

Er sah mich an, und für einen Moment war da etwas in seinen Augen, das ich nicht deuten konnte. Warnung? Trauer? Etwas Tiefes,

Verborgenes. *Er trägt etwas mit sich herum. Genau wie ich.*

»Naja, Sie sind die erste... Besucherin seit langem. Das bringt natürlich Bewegung rein.«

»Kommen denn gar keine Touristen hierher?«

»Oberschnaubing ist nicht gerade ein Touristenmagnet«, sagte er mit einem schwermütigen Lächeln. »Wir sind zu abgelegenen, zu... gewöhnlich.«

Gewöhnlich. Genau. Ein Dorf ohne Touristen, trotz Postkartenidylle. Mit geheimen Käse Rezepten und Phantom-Kühen. Sehr gewöhnlich.

»Aber es ist doch wunderschön hier. Und dieser mysteriöse Käse, von dem alle schwärmen...«

»Achso, den werden Sie noch probieren«, unterbrach er mich schnell. »Das ist wirklich eine Spezialität. Ganz einzigartig.«

»Franz hat erzählt, es sei ein altes Familienrezept der Richters. Das hat mich überrascht. Mein Vater hat nie erwähnt, dass wir Käsemacher in der Familie haben.«

Frederick wandte sich vom Fenster ab. *Zu schnell. Als würde er einem unangenehmen Thema ausweichen.*

»Familien haben oft Geheimnisse.« Seine Stimme hatte einen seltsamen Unterton. »Manchmal ist es besser, nicht alles zu wissen.«

Die Art, wie er das sagte, ließ mich aufhorchen. »Was meinen Sie damit?«

Er schien zu merken, dass er zu viel gesagt hatte. »Nichts Besonderes. Nur... manche Traditionen sind kompliziert. Nicht jeder kann damit leben.«

Nicht jeder kann damit leben. Was für eine seltsame Formulierung. Als hätte Papa sich aktiv dagegen entschieden.

Bevor ich nachfragen konnte, klopfte es an der Tür.

»Frederick? Kommt ihr bald runter?« Silvias raue Stimme drang durch das Holz.

»Ja, wir kommen gleich runter«, rief er zurück.

»Ich hab Schweinebraten gemacht! Und frischen Käse!«

Frederick lächelte, aber es erreichte seine Augen nicht ganz. »Sil-

via ist die beste Köchin weit und breit. Lassen Sie sich das nicht entgehen.«

Lassen Sie. Er siezt mich. Das ist gut. Professionelle Distanz. Das brauche ich. Aber eine kleine Stimme in mir war enttäuscht.

Als wir wieder in die Gaststube kamen, hatte Silvia ein wahres Festmahl aufgetischt. Der Schweinebraten duftete himmlisch, dazu gab es Knödel, Rotkraut und verschiedene Käsesorten auf einem Holzbrett.

»So viel Aufwand für mich allein?«, fragte ich überrascht.

»Ach was, Aufwand«, winkte Silvia ab und zündete sich eine neue Zigarette an. »Frederick isst sowieso mit. Der kommt jeden Abend hier vorbei, seit seine Lena weg ist.«

Jeden Abend. Also ist er allein. Und Lena ist...

»Lena?«

»Meine Tochter«, erklärte Frederick. »Sie studiert in München. Psychologie.«

Er hat eine Tochter. Natürlich hat er eine Tochter. Gut aussehende Männer in meinem Alter haben immer entweder eine Frau oder Kinder. Oder beides. Meistens beides.

»Und seine Frau...« begann Silvia, aber Frederick schnitt ihr mit einem scharfen Blick das Wort ab.

»Katarina ist schon länger tot«, sagte er knapp. »Lena und ich, wir kommen gut zurecht.«

»Entschuldigung, Frederick«, sagte Silvia. »Ich vergesse manchmal...«

»Schon gut.« Er legte eine Hand auf ihre Schulter. »Es ist halt... schwierig manchmal.«

Sein Blick verdunkelte sich, und ich spürte den Impuls, ihn zu trösten. *Er ist Witwer. Wie Papa Witwer war. Wir beide tragen unsere Toten mit uns herum.* Das Gefühl der Verbundenheit überraschte mich mit seiner Intensität.

Stattdessen konzentrierte ich mich auf das Essen.

Der Käse war wirklich außergewöhnlich. Cremig, mit einem intensiven, fast exotischen Geschmack, den ich nicht einordnen konn-

te.

»Wow«, sagte ich. »Das ist wirklich besonders. Was macht ihn so... einzigartig?«

»Geheimnis der Käserei«, sagte Frederick und spießte ein Stück Fleisch auf. »Alte Rezepte, besondere Milch.«

»Was für Milch?«

»Von den lokalen Höfen«, antwortete er, ohne mich anzusehen. »Die Kühe hier haben... besonderes Futter. Alpenkräuter und so.«

Ah ja, die legendären Alpenkuh-Verstecke. Unsichtbar, aber mit sehr speziellen Ernährungsgewohnheiten.

»Ich habe auf der Fahrt hierher gar keine Kühe gesehen.«

»Die meisten Höfe liegen...«, setzte Silvia an, aber Frederick griff nach dem Käsebrett und schob es mir herüber.

»Probieren Sie erst mal den hier.« Er schnitt ein großzügiges Stück ab. »Im Ernst – Sie müssen den kosten, bevor wir über Kühe reden.«

Er hatte das Thema gewechselt. Schnell und geschickt. Silvia verstummte und griff nach ihrer Zigarettenschachtel.

Ich beschloss, das Thema zu wechseln. »Franz hat erzählt, dass bald Bürgermeisterwahl ist. Zwei Brüder kandidieren?«

»Die Moser-Brüder«, bestätigte Frederick. »Bernd und Jürgen. Typisch halt für Oberschnaubing – selbst bei der Politik bleibt alles in der Familie.«

»Sind sie denn wirklich so unterschiedlich, wie Franz gesagt hat?«

Silvia lachte heiser. »Unterschiedlich wie Tag und Nacht, sagen sie. Aber am Ende...« Sie zuckte mit den Schultern. »Oberschnaubing bleibt Oberschnaubing.«

Schon wieder dieser Satz. »Oberschnaubing bleibt Oberschnaubing.« Das klingt weniger nach politischem Wettbewerb und mehr nach... Theaterstück mit feststehendem Ende.

»Was bedeutet das?«

Frederick lehnte sich zurück, Silvia griff nach ihrer Zigarettenschachtel – eine synchrone Bewegung, einstudiert wie ein Reflex.

Diese wortlosen Verständigungen. Jeder hier scheint zu wissen, was der andere denkt.

»Es bedeutet«, sagte Frederick, »dass sich hier halt net viel ändert. Egal wer regiert. Manche Dinge sind... größer als Politik.«

»Traditionen halt.«, ergänzte Silvia. »Die Menschen hier hängen an ihren Bräuchen.«

Ich merkte, dass ich nicht weiterkommen würde mit direkten Fragen. Also erzählte ich stattdessen von Leipzig, von meiner Schule, von Claudia. Frederick hörte aufmerksam zu und stellte kluge Fragen. *Er hört wirklich zu. Nicht nur höflich, sondern interessiert. Wann hat mir das letzte Mal jemand so zugehört?*

Silvia warf zwischendurch Kommentare ein und sorgte dafür, dass mein Glas nie leer war.

Es war ein angenehmer Abend, trotz der seltsamen Ungereimtheiten. Frederick war charmant und aufmerksam, ohne aufdringlich zu sein. Als er einmal beim Nachschenken des Weins meine Hand berührte, durchfuhr mich ein kleiner elektrischer Schlag.

»Entschuldigung«, murmelte er, aber er zog seine Hand nicht sofort weg.

»Schon gut«, sagte ich und spürte eine Wärme, die mir ins Gesicht stieg. *Seine Hand ist warm. Und rau von der Arbeit. Und ich sollte jetzt wirklich aufhören, über seine Hände nachzudenken.*

Silvia beobachtete uns mit wissendem Lächeln. *Oh Gott, sie hat es gemerkt. Bin ich wirklich so durchschaubar?* »Nu, ist das schön«, sagte sie. »Frederick, du solltest der Jana morgen das Dorf zeigen. Sie muss ja auch zur Fabrik, wegen der Erbschaft.«

»Gerne«, sagte Frederick, und seine Augen leuchteten. »Falls Sie möchten?«

»Das wäre toll«, antwortete ich ehrlich. *Zu ehrlich? Zu schnell? Ich klinge wie ein verliebter Teenager.*

Als der Abend zu Ende ging und Frederick sich verabschiedete, hielt er meine Hand einen Moment länger fest.

»Vertrauen Sie nur, was Sie selbst gesehen haben«, sagte er leise, so dass Silvia es nicht hören konnte. »In diesem Dorf haben sogar

die Wahrheiten eine Geschichte.«

Eine Warnung? Oder ein Rat? Bevor ich nachfragen konnte, war er schon zur Tür hinaus. Und jetzt stehe ich hier wie ein Schulmädchen und starre der Tür hinterher, durch die er verschwunden ist. Sehr erwachsen, Jana.

Ich half Silvia beim Abräumen, obwohl sie protestierte. Dabei fiel mein Blick wieder auf das Schlüsselbrett mit den drei hängenden Schlüsseln.

»Silvia, die Schlüssel für 103 und 104 hängen hier am Brett, aber oben gibt es diese Zimmer gar nicht. Was hat es damit auf sich?«

Sie hielt einen Moment inne, einen Teller in der Hand. »Ach, das ist nur... Gewohnheit. Stefan hat alle Schlüssel immer hier aufgehängt. Ist praktischer.« Sie lachte, aber es klang etwas gezwungen.

»Stefan ist Ihr Mann?«, fragte ich.

»War.« Silvias Stimme wurde weicher. »Stefan ist vor ... lassen sie mich überlegen ... ja jetzt ist er fast schon zwanzig Jahre tot. Herzinfarkt. Von einem Tag auf den anderen.« Sie stellte den Teller ab und griff nach ihrer Zigarettenschachtel. »Er hat diesen Gasthof geliebt. Hat alles selbst gemacht – die Zimmer renoviert, die Schlüssel beschriftet, sogar die Holzvertäfelung geschliffen.« Sie zündete sich eine Zigarette an. »Ich kann mich einfach nicht daran gewöhnen, seine kleinen Systeme zu ändern.«

Zwanzig Jahre. Und sie spricht von ihm, als wäre es gestern gewesen. »Das kann ich verstehen«, sagte ich. Nach Papas Tod hatte ich auch monatelang seine Kaffeetasse auf dem gewohnten Platz stehen lassen.

»Stefan hätte Sie ooch gemocht«, sagte Silvia und blies den Rauch zur Decke. »Er mochte neugierige Leute. Sagte immer: ›Wer nicht fragt, erfährt nichts Interessantes.«

»Kann ich vielleicht mal schauen, wo diese Zimmer sind? Ich bin neugierig auf alte Häuser.«

»Morgen vielleicht, Kindchen. Heute bin ich zu müde. Und Sie ooch.« Sie gähnte demonstrativ. »Gehen Sie schlafen. Morgen wird ein langer Tag.«

Wieder ein Ausweichen. Aber ein freundliches. Als würde sie mich beschützen wollen. Wovor?

Als ich in meinem Zimmer lag und durch das Fenster auf den stillen Dorfplatz blickte, kreisten meine Gedanken. Um Frederick, der mir gleichzeitig vertraut und geheimnisvoll vorkam.

Um Silvia, die trotz ihrer Herzlichkeit Geheimnisse zu hüten schien. Um Sigrun, von der beide so schwärmten, die aber den ganzen Abend nicht vom Einkaufen zurückgekommen war. *Wie lange braucht man zum Einkaufen? Sechs Stunden? Acht?* Und um die Schlüssel ohne Türen.

Frederick hatte recht: In diesem Dorf hatten sogar die Wahrheiten eine Geschichte. Die Frage war nur: Welche Geschichte war die wahre?

Und warum fühle ich mich zum ersten Mal seit Jahren wieder lebendig? Ist es das Dorf? Die Geheimnisse? Oder ist es Frederick mit seinen melancholischen Augen und seiner sanften Stimme?

Ich schloss die Augen und versuchte, nicht an ihn zu denken. Es funktionierte nicht.

4

Der Duft von geröstetem Speck und frisch gebackenen Semmeln zog durch den »Zum Hirsch«, als ich am nächsten Morgen die Treppe hinunterkam. Durch die Sprossenfenster der Gaststube fiel warmes Sonnenlicht und tauchte die dunklen Holztische in ein goldenes Licht. Silvia stand hinter der Theke und brühte Kaffee auf, eine Zigarette zwischen den Lippen.

Erste Zigarette des Tages. Oder die fünfte. Bei Silvia kann man das schwer sagen.

»Nu, guten Morgen, Kindchen!« Sie strahlte mich an. »Haben Sie gut geschlafen? Ich hab Ihnen ein ordentliches Frühstück gemacht. Man soll nicht mit leerem Magen zu wichtigen Terminen.«

»Das ist sehr freundlich«, sagte ich und setzte mich an den ge-

deckten Tisch am Fenster.

Silvia hatte wirklich nicht gespart: Aufschnitt, Käse, drei verschiedene Marmeladen, frische Semmeln, Eier und – natürlich – mehrere Scheiben des geheimnisvollen Spezialkäses von gestern Abend. Dazu dampfender, schwarzer Kaffee, der stark genug war, um Tote aufzuwecken.

Ein Frühstück für drei. Oder für einen sehr hungrigen Wikinger. Silvia scheint zu glauben, ich würde den Bürgermeister besteigen müssen, nicht nur besuchen.

»So, erzählen Sie«, sagte Silvia und setzte sich mir gegenüber, eine neue Zigarette bereits angezündet. »Sind Sie aufgeregt? Der Herr Bürgermeister will Sie ja persönlich empfangen, bevor es zur Fabrik geht.«

»Ein bisschen schon«, gab ich zu und biss in eine Semmel. »Ist Ihre Sigrun denn immer noch nicht zurück?«

»Doch, doch, sie ist wieder da«, sagte Silvia und winkte ab. »Aber die schläft noch. War gestern einkaufen in Weilheim und ist erst spät zurückgekommen. Der Bus fährt nicht so oft. Aber Sie werden meine kleine Schwester sicher ooch noch kennenlernen.«

Die mysteriöse Sigrun. Schläft bis mittags nach einem Marathon-Einkauf. In Weilheim, wo laut Franz dreimal täglich ein Bus fährt. Die Mathematik ergibt keinen Sinn, aber wer bin ich, zu urteilen?

»Das würde mich freuen.« Ich nippte an meinem Kaffee. »Aber zurück zu heute – ich bin schon etwas nervös. Ich verstehe immer noch nicht ganz, warum so ein Aufwand um mich gemacht wird.«

Silvia lachte. »Ach, das ist halt unser Bernd. Der liebt große Auftritte. Bei uns im Dorf passiert normalerweise nicht viel Aufregendes, da ist eine echte Erbin natürlich ein Ereignis.« Sie zog an ihrer Zigarette. »Außerdem ist Wahlkampf. Da kann er sich profilieren.«

»Gegen seinen Bruder, oder?«

»Ach ja, die beiden.« Silvia rollte mit den Augen. »Jeden Tag ein neues Theater. Gestern haben sie sich eine Stunde darüber gestritten, ob die neuen Straßenlaternen um 19:00 oder 19:30 Uhr angehen sollen. Eine Stunde! Wegen dreißig Minuten!«

Ich musste lachen. *Eine Stunde über Straßenbeleuchtung. Das ist entweder vorbildliche kommunalpolitische Detailarbeit oder kollektiver Wahnsinn. Vermutlich letzteres.*

»Sind sie denn wirklich so unterschiedlich?«

»Wie Tag und Nacht, behaupten sie. Bernd ist der Traditionelle, Jürgen der Moderne.« Silvia schüttelte den Kopf. »Aber ehrlich gesagt, wenn man genau hinschaut... Am Ende wollen ooch beide das Gleiche. Nur auf verschiedenen Wegen.« Sie beugte sich verschwörerisch vor. »Meine Sigrun sagt immer: Die streiten nur, weil sie Zwillinge sind. Jeder muss anders sein als der andere, auch wenn's keinen Sinn macht.«

»Zwillinge?« Ich war überrascht. »Das hat gestern niemand erwähnt.«

»Ach, das vergisst man hier im Dorf. Die zwei sehen sich so ähnlich, dass man sie nur am Schnurrbart unterscheiden kann. Bernd trägt einen, Jürgen ist glatt rasiert.« Silvia kicherte. »Wobei Jürgen mal eine Woche lang auch einen hatte, nur um seinen Bruder zu ärgern. Da sind drei Leute zu Jürgen ins Büro gelaufen und haben ihn mit ›Herr Bürgermeister‹ angeredet.«

Also hatte ich recht mit meiner Clark-Kent-Superman-Theorie. Zwillinge, die sich nur durch Gesichtsbehaarung unterscheiden und gegeneinander antreten. Das ist entweder eine Komödie oder ein Albtraum. Oder beides gleichzeitig.

»Und was ist mit der Fabrik? Haben die Brüder da auch unterschiedliche Meinungen?«

Silvias Gesicht wurde ernst. »Nu ja, offiziell ja. Bernd will alles beim Alten lassen, Jürgen will modernisieren.« Sie zögerte. »Aber die Fabrik... das ist schon was anderes. Da hört der Spaß auf. Joachim hatte da seine eigenen Vorstellungen, und beide Brüder haben sich immer daran gehalten.«

»Und jetzt, wo er tot ist?«

»Jetzt übernimmt Jürgen vorübergehend die Geschäftsführung.« Silvia drückte ihre Zigarette aus. »Bernd ist darüber nich gerade glücklich. Aber so hat es Joachim testamentarisch verfügt.«

Interessant. Der moderne Bruder führt die Fabrik. Der konservative Bruder ist sauer. Und ich erbe das Ganze. Klingt nach einem perfekten Setup für Familiendramen.

Bevor ich nachfragen konnte, öffnete sich die Eingangstür und Frederick trat ein.

Mein Magen zog sich zusammen. *Verdammt. Das muss aufhören. Ich bin zu alt für solche Reaktionen.*

Er trug ein frisches, weißes Hemd und lächelte, als er mich sah. Das Morgenlicht fiel durch die Fenster direkt auf ihn, und für einen Moment sah er aus wie aus einem dieser romantischen Filme, die Claudia immer liebte.

»Guten Morgen, Jana. Ausgeschlafen?«

Jana. Nicht Frau Richter. Er duzt mich jetzt. Wann ist das passiert? Gestern Abend? Und warum macht mich das so nervös?

»Sehr gut, danke.« Ich spürte wieder dieses warme Gefühl, wenn er mich ansah. »Silvia hat mich fürstlich verwöhnt.«

»Das macht sie halt bei allen, die ihr gefallen«, sagte Frederick und zwinkerte Silvia zu. »Sind Sie bereit für den großen Empfang?«

Zurück zum Sie. Also war das Jana ein Versprecher. Schade. Oder gut. Ich weiß es nicht mehr.

»Bereit für Bernds Rede, meinst du«, korrigierte Silvia trocken. »Nimm einen Kaffee mit, Frederick. Den wirst du ooch brauchen, Herrgott.«

Eine Warnung. Das verheißt nichts Gutes.

Das Rathaus lag nur wenige Gehminuten vom Gasthof entfernt, am anderen Ende des gepflasterten Dorfplatzes. Es war ein schmuckes, gelbes Gebäude aus der Jahrhundertwende mit weißen Lisenen und einem kleinen Turm, der eine alte Uhr trug. Vor dem Eingang standen zwei akkurat beschnittene Linden.

Akkurat beschnitten. Wie alles hier. Als hätte jemand das ganze Dorf mit der Wasserwaage kontrolliert.

Frederick ging neben mir, und ich war mir seiner Nähe sehr bewusst. Einmal berührten sich unsere Hände fast, und ich zog meine

reflexartig zurück. *Benimm dich wie eine Erwachsene, Jana. Du bist 45, nicht 15.*

»Der Bürgermeister wartet schon«, sagte Frederick, als wir die schwere Eingangstür öffneten. »Der ist seit heute früh um sieben im Büro.«

Der Flur roch nach Bohnerwachs und Kaffee. An den Wänden hingen gerahmte Fotografien vergangener Bürgermeister, alle mit demselben würdevollen Ausdruck und verschränkten Armen.

Die Ahnengalerie der Kommunalpolitik. Alle sehen gleich aus: bedeutungsschwanger und leicht verstopft. Muss am Amt liegen.

»Frau Richter!« Eine laute, warme Stimme dröhnte durch das Treppenhaus. Ein kräftiger Mann in dunklem Anzug kam die Treppe herunter, die Arme bereits ausgebreitet. Er hatte markante Züge, die ein wenig an Markus Söder erinnerten, und einen gepflegten Schnurrbart. »Grüß Gott, herzlich willkommen in unserem schönen Oberschnaubing!«

Ah. Der mit dem Schnurrbart. Bernd. Ich sollte mir vorsichtshalber eine mentale Notiz machen: Schnurrbart = CSU. Kein Schnurrbart = Freie Wähler.

Bernd Moser ergriff meine Hand und schüttelte sie so lange und intensiv, als würde er ein Wahlversprechen besiegeln. *Oder mir das Schultergelenk ausrenken.*

»Herr Bürgermeister«, sagte ich höflich.

»Mei, lassen Sie doch die Förmlichkeiten!« Er strahlte und dirigierte mich bereits die Treppe hinauf. »Sie sind Familie! Joachims Großnichte! Das macht Sie fei praktisch zu einer Oberschnaubingerin!«

Praktisch eine Oberschnaubingerin. Nach 24 Stunden. Das ging schneller als mein letzter Handyvertrag.

Sein Büro im ersten Stock war beeindruckend: ein massiver Eichenschreibtisch, an den Wänden Urkunden und Fotos von ihm mit verschiedenen wichtig aussehenden Personen. Auf dem Sideboard lagen drei lederne Bände mit der Aufschrift »Bürgermeisterreden 1998–heute«.

Er archiviert seine eigenen Reden. In Leder gebunden. Das ist entweder absolute Selbstliebe oder ein früher Hinweis auf eine Persönlichkeitsstörung.

»Setzen Sie sich, setzen Sie sich!« Er wies auf einen Stuhl vor seinem Schreibtisch, der überraschend niedrig war.

Als ich Platz nahm, musste ich zu ihm aufblicken. *Ah. Der Trick mit dem niedrigen Stuhl. Klassische Machtspielchen. Hat er das aus einem YouTube-Tutorial für mittelmäßige Diktatoren?*

»Kaffee? Oder darf es etwas Stärkeres sein? Ich habe einen ausgezeichneten Obstler von einem unserer örtlichen Brenner.«

»Kaffee ist perfekt«, sagte ich schnell. *Um neun Uhr morgens Schnaps mit dem Bürgermeister. Bayern ist wirklich ein anderes Land.*

Bernd schenkte aus einer Thermoskanne ein und stellte mir eine Tasse hin. Zwei Zuckerstücke fielen automatisch hinein.

Er entscheidet über meinen Zuckerkonsum. Natürlich. Warum auch nicht.

»So!« Er lehnte sich in seinem Sessel zurück und faltete die Hände über dem Bauch. »Nun, liebe Frau Richter, als gewählter Volksvertreter dieser altehrwürdigen Gemeinde möchte ich Ihnen zunächst mein tiefstes Beileid zum Verlust Ihres Großonkels aussprechen. Joachim Richter war ein Mann von außergewöhnlicher Weitsicht, ein Wirtschaftskapitän im besten Sinne des Wortes, und ein treuer Freund unserer Gemeinde.«

Wirtschaftskapitän. Als würde er eine Galeere befehligen. Mit Käse.

Ich nickte höflich, spürte aber bereits, dass das erst der Anfang war. Frederick lehnte an der Wand und hob kaum merklich die Schultern. *Er kennt das. Er leidet mit mir. Das ist irgendwie süß.*

»Sie müssen wissen«, fuhr er fort, »dass Sie nun fei nicht nur eine beträchtliche wirtschaftliche Verantwortung übernommen haben, sondern auch eine gesellschaftliche. Die Würzle Fleischwaren GmbH ist net nur ein Unternehmen – sie ist das Herzstück unserer Gemeinde, der Motor unseres Wohlstands, die Grundlage für das, was Oberschnaubing zu dem besonderen Ort macht, der es ist.«

Herzstück, Motor, Grundlage. Eine Metaphern-Explosion. Fehlt nur

noch »Leuchtturm« und »Anker«, dann hätte er Bullshit-Bingo.

Er lehnte sich zurück und spreizte die Finger. »Und was für ein Ort das ist! Lassen Sie mich Ihnen unsere Gemeinde richtig vorstellen. 1847 Einwohner zählt Oberschnaubing. 1847 Menschen, die alle auf die eine oder andere Weise von dem leben, was Ihr Großonkel aufgebaut hat.«

Frederick räusperte sich leise. »Bernd, vielleicht könnten wir...«

»Moment, Frederick, lass mich das fei ordentlich erklären.« Bernd hob die Hand. *Ordentlich. Oh Gott. Das wird lange dauern.* »Frau Richter muss verstehen, in welche Fußstapfen sie tritt. Sehen Sie, Oberschnaubing ist nicht irgendeine Gemeinde. Wir haben – und das können Sie überprüfen – siebzehn aktive Vereine. Siebzehn! Der Trachtenverein »D'Oberschnaub« mit 127 Mitgliedern, gegründet 1923, der Schützenverein »Edelweiß« mit 89 Mitgliedern, die Freiwillige Feuerwehr mit 34 aktiven Kameraden...«

Er zählt auf. Er zählt wirklich alle Vereine auf. Mit Mitgliederzahlen. Und Gründungsjahren. Das ist meine Hölle. Ist Frederick noch da? Ich traue mich nicht, mich umzudrehen.

Ich merkte, wie meine Aufmerksamkeit zu schweifen begann, aber Bernd war in Fahrt. Seine Stimme nahm einen hypnotischen, liturgischen Rhythmus an.

»...dann haben wir den Männergesangverein »Alpenrose«, den Frauenchor »Bergecho«, den Sportverein mit drei Abteilungen – Fußball, Tischtennis und neuerdings sogar Nordic Walking – den Veteranenverein, den Imkerverein »Summ und Brumm«...«

Summ und Brumm. Ernsthaft? Als ob Bienen noch nie von Subtilität gehört hätten.

»...den Kleintierzuchtverein, die Mountainbike-Gruppe »Bergziegen«...«

Bergziegen. Weil normal war gestern.

Frederick presste die Lippen zusammen und schüttelte fast unmerklich den Kopf. Ich versuchte, nicht zu lächeln, aber sein unterdrücktes Grinsen verriet, dass er genau wusste, was ich dachte. *Wir haben einen Moment. Ein geteilter Moment der Verzweiflung über*

kommunalpolitische Selbstdarstellung. Das ist fast romantisch. In einer sehr, sehr seltsamen Weise.

»...den Heimat- und Geschichtsverein, der übrigens gerade eine wunderbare Chronik über unser Dorf erstellt, den Seniorenclub ›Goldener Herbst...«

Goldener Herbst. Für Senioren. Die Ironie ist ihnen wahrscheinlich entgangen.

»...die Landjugend, den Gartenbauverein, den Karnevalsverein ›Oberschnauber Narren« und natürlich unseren Käsemarkt-Verein, der das alljährliche Käsefest organisiert.«

Siebzehn. Er hat tatsächlich alle siebzehn aufgezählt. Das ist entweder beeindruckend oder besorgniserregend. Wahrscheinlich beides.

Er holte tief Luft und ich nutzte die Gelegenheit: »Das ist wirklich beeindruckend...«

»Und das ist noch nicht alles!«

Natürlich ist es das nicht. Dumme Frage, Jana.

Bernd strahlte. »Diese Vereine organisieren das ganze Jahr über Veranstaltungen. Das Frühjahrskonzert, das Maifest, das Johannisfeuer, das große Käsefest im August – ein dreitägiges Ereignis mit Volkstanz, Käseverkostung, Bratwurst-Wettessen und dem traditionellen Käserad-Rollen...«

Käserad-Rollen. Wir rollen Käse. Für drei Tage. Das ist entweder eine uralte Tradition oder jemand hatte zu viel Bier und es ist außer Kontrolle geraten.

»...das Oktoberfest, Sankt Martin, der Adventsmarkt und natürlich die Faschingsumzüge.«

Ich nickte und versuchte interessiert zu wirken, während Bernd unaufhaltsam weiterredete. *Mein Gesicht tut weh vom Lächeln. Ist das normal? Können Gesichtsmuskeln verkrampfen?*

»In meiner nun 26-jährigen Amtszeit als Bürgermeister habe ich jeden einzelnen Verein persönlich unterstützt. Allein in diesem Jahr haben wir 47.000 Euro an Vereinsförderung ausgeschüttet. 47.000 Euro! Das entspricht einem Pro-Kopf-Beitrag von... äh... nun ja, einer erheblichen Summe pro Einwohner.«

Er kann es nicht ausrechnen. Er weiß nicht, wie viel 47.000 geteilt durch 1847 ist. Aber er hat 26 Jahre lang Bürgermeister gespielt. Das erklärt so vieles.

Frederick stand auf. »Bernd, ich denke, Jana würde gerne...«

Jana. Er hat Jana gesagt. Vor dem Bürgermeister. Das bedeutet etwas. Oder?

»Einen Moment noch!« Bernd erhob sich ebenfalls. »Das Besondere an unserer Gemeinde, Frau Richter, ist fei der Zusammenhalt. Die Vereinsstrukturen sind das Rückgrat unserer Gesellschaft. Jeder ist in mindestens einem Verein, die meisten in zweien oder dreien. Das schafft Verbindungen, das schafft Verantwortung, das schafft Heimat, gell.«

Das schafft vor allem viele Mitgliedsbeiträge und wöchentliche Verpflichtungen. Aber klar, Heimat funktioniert auch.

Er trat ans Fenster und deutete hinaus. »Schauen Sie hinaus auf unseren Dorfplatz. Sehen Sie die Linden? Gepflanzt 1923 vom Verschönerungsverein. Den Marienbrunnen? Gestiftet 1956 vom Männergesangsverein. Die Bänke? Eine Gemeinschaftsaktion aller Vereine 1987.«

Ich folgte seinem Blick und musste zugeben, dass der Platz wirklich gepflegt aussah. *Aber bei siebzehn Vereinen und 1847 Einwohnern wäre alles andere auch peinlich.*

»Und alles«, sagte Bernd mit geschwellter Brust, »alles wird möglich gemacht durch die Stabilität, die Ihr Großonkel geschaffen hat. Direktarbeitsplätze, Zulieferer, Handel, Gastronomie – alles hängt zusammen wie die Räder einer gut geölten Maschine.«

Wieder Maschinenmetaphern. Er mag Maschinen. Oder er hat ein sehr begrenztes metaphorisches Repertoire.

Ich nippte an meinem Kaffee, der bitter schmeckte und kalt geworden war. »Das ist mir durchaus bewusst, Herr Bürgermeister.«

»Gut, gut!« Er schlug mit der flachen Hand auf den Schreibtisch. *Endlich. Er ist fertig. Wir können gehen. Freiheit.*

»Aber wissen Sie auch, dass wir hier im Rathaus eine eigene Abteilung haben, die sich ausschließlich um die Koordination mit der

Firma kümmert? Die Koordinationsstelle Standort & Versorgung. Einzigartig in der Region!«

Natürlich sind wir nicht fertig. Dumme, naive Jana.

»Eine ganze Abteilung?« Ich war überrascht.

»Freilich! Bei einem Unternehmen dieser Größe und Bedeutung kann man fei net einfach nebenher koordinieren.« Bernd strich seinen Anzug glatt. »Kommen Sie, ich zeige es Ihnen. Das ist ein Vorzeigeprojekt für effiziente Gemeinde-Wirtschaft-Zusammenarbeit, gell.«

Vorzeigeprojekt. Jetzt wird er mir eine Korkpinnwand zeigen. Mein Leben hat einen neuen Tiefpunkt erreicht.

Er führte mich aus seinem Büro den Flur entlang zu einer Tür mit einem schlichten Schild: »Koordinationsstelle Standort & Versorgung«. Als er die Tür öffnete, sah ich einen funktionalen Raum mit zwei Schreibtischen und einer riesigen Korkpinnwand an der Stirnwand.

Oh. Das ist keine normale Pinnwand. Das ist... umfangreich.

»Hier wird die gesamte Personalkoordination zwischen Gemeinde und Unternehmen abgewickelt«, erklärte Bernd stolz. »Wer welche Qualifikationen hat, wer wo am besten eingesetzt werden kann, wer gerade verfügbar ist. Moderne Verwaltung im Dienste der Gemeinschaft, gell!«

Ich trat näher an die Pinnwand heran. Sie war übersät mit bunten Karteikarten, die offenbar jeden Dorfbewohner repräsentierten. Namen, Adressen, Qualifikationen – und kleine Kürzel wie L, Z, R, K, F, V.

Das ist sehr effizient und gleichzeitig sehr gruselig. Jeder Dorfbewohner auf einer Karte. Mit Codes. Als wären sie... Ressourcen. Inventar.

»Was bedeuten die Buchstaben?«, fragte ich.

»Mei, das sind halt nur interne Codes für die verschiedenen Arbeitsbereiche«, sagte Bernd beiläufig. »L für Lager, K für Käserei, und so weiter. Sehr praktisch für die Übersicht.«

Mein Blick wanderte über die Karten. Die meisten Namen kamen mir unbekannt vor, aber einer sprang mir ins Auge: »Mila K.« stand

auf einer hellblauen Karte, aber mit roter Tinte war »Pause/extern« darüber geschrieben.

»Mila K.?«, murmelte ich.

Frederick wurde neben mir steif. »Nur eine Aushilfskraft«, sagte er, ohne mich anzusehen. »Macht gerade eine Pause.«

Er lügt. Nicht gut, aber er lügt. Sein Körper ist angespannt wie eine Feder.

»Freilich«, bestätigte Bernd. »Manchmal brauchen die jungen Leute halt eine Auszeit. Das Madl macht eine kleine Reise, glaube ich. Sehr verständlich in dem Alter.«

Beide lügen. Beide wissen etwas über diese Mila. Und beide wollen nicht, dass ich nachfrage.

Irgendetwas an ihrer Reaktion ließ mich stutzen. Die Art, wie Frederick den Kopf wegdrehte und an seinem Ärmel nestelte, wie Bernd sofort mit einer Erklärung parat stand. Aber bevor ich nachfragen konnte, klatschte der Bürgermeister in die Hände.

»So! Genug der Verwaltung. Frederick wird Sie jetzt zur Fabrik begleiten. Machen Sie sich auf etwas ganz Besonderes gefasst, Frau Richter. Sie werden sehen, dass Ihr Großonkel fei ein wahres Juwel geschaffen hat.«

Er schüttelte wieder ausgiebig meine Hand. »Und denken Sie daran: Sie tragen nun Verantwortung für 1847 Bürger. Das ist fei kein Privileg – das ist eine Ehre!«

1847 Bürger. Als hätte ich sie persönlich adoptiert. Ich kann kaum für meine Zimmerpflanze sorgen, aber klar, ich übernehme jetzt ein ganzes Dorf.

Als wir das Rathaus verließen, bemerkte ich, dass Frederick schweigsam geworden war. Der Name »Mila K.« geisterte mir durch den Kopf, zusammen mit dem Gefühl, dass ich gerade etwas Wichtiges gesehen hatte, ohne zu verstehen, was es bedeutete.

Wir gingen über den Dorfplatz, und diesmal ging Frederick so nah neben mir, dass unsere Arme sich fast berührten. *Er macht das absichtlich. Oder bilde ich mir das ein? Verdammt, ich bin zu alt für diese Teenager-Gefühle.*

»Frederick?«, fragte ich schließlich. »Was ist mit dieser Mila? Warum ward ihr beide so... nervös?«

Er blieb stehen und sah mich mit diesem bedrückten Ausdruck an, den ich mittlerweile zu gut kannte. Seine Augen waren voller Sorge – nicht für sich selbst, sondern für mich. *Er will mich beschützen. Aber wovor?*

»Manchmal«, sagte er leise, »ist es besser, nicht alle Fragen auf einmal zu stellen. Manche Antworten... die kommen von selbst, wenn die Zeit dafür da ist.«

Dann tat er etwas Überraschendes. Er nahm meine Hand. Nur für einen Moment, ein kurzes Drücken, warm und fest.

»Vertrauen Sie mir«, sagte er. »Bitte.«

Seine Hand. Warm. Rau. Echt. Mir wird warm. Das ist nicht gut. Das ist gefährlich. Aber es fühlt sich richtig an.

»Ich versuche es«, sagte ich.

Und wieder hatte ich das Gefühl, dass in diesem malerischen Dorf nichts so einfach war, wie es zunächst schien. Aber zum ersten Mal seit Jahren fühlte ich mich nicht allein mit meiner Unsicherheit.

Was immer hier vor sich geht – Frederick ist auf meiner Seite. Glaube ich. Hoffe ich. Brauche ich.

5

Wir fuhren die kurze Strecke vom Rathaus zur Fabrik schweigend. Frederick steuerte seinen alten BMW über die gepflasterten Dorfstraßen, während ich aus dem Beifahrerfenster das idyllische Oberschnaubing an mir vorbeiziehen ließ.

Sein Auto riecht nach ihm. Nach Holz und diesem Aftershave. Ich sollte wirklich aufhören, solche Dinge zu bemerken.

Schon nach wenigen Minuten bogen wir in eine unscheinbare Zufahrt ein, die von Lärmschutzwällen und einem Streifen Fichten flankiert wurde.

»Da sind wir«, sagte Frederick und deutete durch die Wind-

schutzscheibe.

Hinter dem Grün eröffnete sich ein Ensemble moderner Industriehallen, das mich überraschte. Flachdächer, helle Sandwichpaneele, schmale Fensterbänder – alles wirkte sachlich, fast steril. In der Vormittagssonne glänzten die metallenen Regenrinnen, und ich roch durch das geöffnete Fenster einen Hauch von kaltem Beton und Reinigungsmittel.

»Das ist ja größer, als ich erwartet hatte«, murmelte ich.

Frederick lächelte. »Die meisten Besucher sagen das. Von außen sieht man nur einen Bruchteil.«

Die Einfahrt funktionierte wie eine Schleuse: erst eine vorgelagerte Schranke, dann ein Pfortnerhaus aus Glas und Aluminium, dahinter eine zweite Schranke mit versenkbaren Pollern. Auf dem Asphalt waren Spurpeile und Wartebereiche in hochreflektierendem Weiß markiert.

Mehr Sicherheit als am Flughafen. Für eine Käsefabrik. In einem Dorf mit 1847 Einwohnern. Völlig normal.

Frederick hielt vor dem Pfortnerhaus und kurbelte das Fenster herunter. Ein freundlicher Mann in Uniform kam heraus und beugte sich zu uns hinunter.

»Guten Morgen, Herr Schütz. Das ist sicher Frau Richter?«

»Genau, Georg. Die neue Eigentümerin.«

Die neue Eigentümerin. Das klingt immer noch surreal. Als würde jemand über eine andere Person sprechen.

»Herzlich willkommen!« Der Pfortner strahlte mich an. »Herr Moser wartet schon auf Sie. Ich sage Bescheid, dass Sie da sind.«

Er verschwand kurz im Pfortnerhaus, und die Schranke öffnete sich mit einem leisen Summen. Frederick folgte der Besucherspur zu einem nummerierten Parkplatz direkt vor dem Verwaltungskomplex.

»Jürgen ist pünktlich wie immer«, sagte Frederick, als wir ausstiegen. »Er brennt darauf, Ihnen alles zu zeigen.«

Vor der Eingangstür wartete bereits ein Mann, der Bernd Moser zum Verwechseln ähnlich sah – nur glatt rasiert und in einem mo-

dernen, krawattenlosen Hemd.

Der ohne Schnurrbart. Jürgen. Freie Wähler. Moderne Trachten. 19:30 Uhr Straßenbeleuchtung. Ich habe das System verstanden.

Er kam mit ausgebreiteten Armen auf uns zu.

»Grüß Gott, Frau Richter! Endlich lernen wir uns persönlich kennen.« Jürgen Moser schüttelte meine Hand enthusiastisch. »Ich bin Jürgen, kommissarischer Geschäftsführer der Würzle Fleischwaren GmbH und – wie Sie sicher schon gehört haben – Bernds progressiverer Zwillingbruder.«

Progressiverer. Das ist nicht mal ein richtiges Wort. Aber er sagt es mit so viel Überzeugung.

Er lachte über seinen eigenen Scherz und führte uns durch das Foyer mit seinem gewürfelten Steinboden und der zurückhaltenden Kunst. Am Empfang nickte eine Frau freundlich, und wir stiegen eine Treppe hinauf zum Geschäftsführerbereich.

»Kommen Sie, setzen wir uns erst einmal. Ich möchte Ihnen erklären, was wir hier aufgebaut haben.«

Erst einmal setzen. Das bedeutet: eine sehr lange Erklärung. Ich sollte mir mental Notizen machen oder in einen meditativen Zustand verfallen.

Das Büro trug unverkennbar die Handschrift von Joachim Richter: dunkles Holz, ein lederbezogener Konferenztisch, präzise aufgeräumte Karten in Leinenmappen. An der Wand hingen Schwarzweißfotos vom Aufbau der ersten Halle und eine Messingplakette mit »1968«. Eine alte Uhr tickte langsam und strukturierte die Stille.

1968. Das Jahr, in dem Großonkel Joachim das alles begonnen hat. Was für ein Vermächtnis. Und was für eine Last.

Jürgen setzte sich hinter den massiven Schreibtisch und lehnte sich zurück. »Wissen Sie, Frau Richter, als ich vor fünf Jahren begonnen habe, erste Modernisierungsmaßnahmen in diesem Unternehmen umzusetzen – natürlich noch unter Joachims Führung –, da war mir bereits klar: Die Zukunft der Lebensmittelindustrie liegt in der nachhaltigen Transformation.«

Nachhaltige Transformation. Erstes Buzzword. Das wird ein langer

Morgen.

Ich nickte höflich, aber mein Blick wanderte bereits zu den Schwarz-Weiß-Fotos an der Wand. Männer in Arbeitskleidung, die erste Halle, Großonkel Joachim – jünger, aber mit demselben durchdringenden Blick.

»Verstehen Sie mich nicht falsch«, fuhr er fort, »Joachim war ein visionärer Unternehmer. Aber seine Methoden stammten noch aus einer anderen Zeit.« Er stand auf und begann, im Büro auf und ab zu gehen. »Moderne Lebensmittelproduktion bedeutet heute: Transparenz, Nachhaltigkeit, digitale Vernetzung und – ganz wichtig – soziale Verantwortung für die Region. Das wächst alles organisch zusammen.«

Transparenz, Nachhaltigkeit, digitale Vernetzung, soziale Verantwortung, organisch. Fünf Buzzwords in einem Absatz. Bingo.

Frederick schaute demonstrativ auf seine Uhr. »Die Führung dauert etwa zwei Stunden, Jürgen...«

Frederick versucht, mich zu retten. Das ist süß. Und hoffnungslos.

»Richtig, richtig. Aber die theoretische Fundierung ist wichtig!« Er blieb vor mir stehen und spreizte die Finger. »Seit meiner Übernahme der operativen Leitung haben wir bereits folgende Meilensteine erreicht: CO₂-Bilanzierung aller Produktionsprozesse, Implementierung eines Qualitätsmanagementsystems nach ISO 22000, HACCP-Protokolle, partizipative Mitarbeiterführung mit Feedback-Loops, Energieeffizienz um 23 Prozent gesteigert – und meine Vision geht noch weiter: Künstliche Intelligenz in der Qualitätskontrolle, blockchainbasierte Transparenz, regionaler Impact mit globalem Mindset!«

Er zählt auf. Genau wie sein Bruder. Das muss genetisch sein. Eine Moser-Chromosom-Anomalie: zwanghafte Aufzählungssucht.

»Das klingt wirklich durchdacht«, sagte ich und stand auf. »Aber ich würde das gerne in der Praxis sehen.«

»Natürlich!« Jürgen klatschte in die Hände. »Frederick und ich zeigen Ihnen gerne unsere Anlagen. Sie werden staunen, was moderne Lebensmitteltechnologie heute leistet!«

Eine halbe Stunde später standen wir vor dem Eingang zur Hygieneschleuse. Ich war in einen grauen Besucherkittel gehüllt, trug Haarnetz, Überschuhe und hatte mir die Hände mit einer automatischen Desinfektionsanlage gewaschen.

Ich sehe aus wie eine gescheiterte Astronautin. Oder wie jemand, der gerade einen Tatort kontaminiert.

»Regel Nummer eins«, erklärte Jürgen, während wir durch die Schleuse gingen, »ist absolute Hygiene. Keine Abweichungen von den vorgegebenen Wegen, keine ungenehmigten Berührungen, keine Fotos ohne Freigabe. Das mag pingelig wirken, aber Lebensmittelsicherheit steht über allem.«

»Und Regel Nummer zwei«, ergänzte Frederick mit einem verschmitzten Lächeln, »ist: Stellen Sie so viele Fragen, wie Sie möchten.«

Er lächelt mich an. Durch die Hygieneschleuse. Das ist eigentlich nicht romantisch, aber irgendwie... doch?

Die erste Halle, die wir betraten, war beeindruckend. Edelstahl und Weiß dominierten, fugenarme Wandpaneele reflektierten das kühle Licht, und über unseren Köpfen verliefen farbcodierte Rohrleitungen in perfekter Ordnung. Die Temperatur war spürbar kühler als draußen.

Wie im Raumschiff Enterprise. Nur ohne Warp-Antrieb. Dafür mit Würsten.

»Hier beginnt die Zerlegung«, erklärte Jürgen und deutete auf eine Reihe von Edelstahltischen mit Heißwasser-Messersterilisatoren. »Alles wird elektronisch gewogen, mit Chargen-IDs versehen und ist bis zum Ursprung rückverfolgbar.«

Drei Mitarbeiter in neutralen Kitteln arbeiteten an den Tischen. Sie wirkten konzentriert, aber nicht gestresst. Die Betriebsamkeit erschien mir allerdings geringer, als ich bei einer Fabrik dieser Größe erwartet hätte.

Drei Leute. In einer Halle, die groß genug für dreißig wäre. Entweder haben sie heute frei, oder hier stimmt etwas nicht.

»Ist das die komplette Zerlegung?«, fragte ich.

»Das ist der Demonstrationsbereich«, antwortete Frederick. »Die Hauptproduktion findet in den angrenzenden Hallen statt, aber da können wir aus Hygienegründen nicht hin.«

Hygienegründe. Natürlich.

Wir folgten einer gelben Linie durch einen überdachten Gang zur Wurstproduktion. Auch hier war alles blitzsauber und modern, aber wieder fiel mir auf, dass die sichtbare Produktion relativ klein wirkte im Verhältnis zu der Hallengröße, die ich von außen gesehen hatte.

Es ist wie eine Bühne. Eine sehr saubere, sehr professionelle Bühne. Aber was ist hinter den Kulissen?

»Hier wird unser prämiertes Sortiment hergestellt«, sagte Jürgen stolz und zeigte auf Kutter, Füller und Clipgeräte. »Alles nach überlieferten Rezepturen, aber mit modernster Technologie.«

»Wie viele Tonnen produzieren Sie denn pro Tag?«, wollte ich wissen.

»Zwölf Tonnen an einem guten Tag«, antwortete Jürgen prompt. »Wir fahren drei Schichten, da kommt einiges zusammen.«

Zwölf Tonnen. Mit drei Leuten an vier Edelstahltischen? Die Zahl klang präzise, aber sie passte nicht zu dem, was ich gerade gesehen hatte. Ich konnte den Widerspruch nur nicht einordnen.

In der Verpackungshalle waren die Geräusche intensiver: pneumatisches Zischen, das sanfte Klacken von Förderbändern, das rhythmische Surren der Wickelmaschinen. Laserscanner zogen rote Linien über den Boden, und Metall- und Röntgendektoren prüften jedes Produkt.

»Beeindruckend«, murmelte ich. Und das war es auch – nur kam mir alles zu... übersichtlich vor. *Zu perfekt. Zu inszeniert. Wie eine Fabrik in einem Imagefilm.*

Im Labor herrschte eine andere Atmosphäre. Hier wurde leiser gesprochen, präziser gearbeitet. Es roch nach Desinfektionsmittel und chemisch gereinigtem Kunststoff. Jürgen führte uns durch die Probenahme, die Mikrobiologie und den Sensorikraum.

»Hier testen wir jeden Produktionsschritt«, erklärte er. »Von der Rohware bis zum Endprodukt. Null Toleranz bei der Lebensmittelsi-

cherheit.«

Null Toleranz. Aber maximale Geheimniskrämerei.

Das Kältehaus war das bisher Beeindruckendste. Mehrkammer-Kühlzonen, Tiefkühlräume, Hochregale mit Funkscannern – und eine schier unglaubliche Menge an Produkten.

»Mein Gott«, sagte ich und sah die endlosen Reihen von Paletten. »Das ist ja riesig. Wie lange lagern Sie denn hier?«

»Je nach Produkt unterschiedlich«, antwortete Frederick. »Manche Würste reifen wochenlang, Käse sogar monatelang.«

Aber selbst bei langen Reifezeiten erschien mir die Menge an gelagerter Ware unverhältnismäßig groß im Vergleich zu den Produktionskapazitäten, die wir gesehen hatten. Meine Schritte hallten zwischen den hohen Regalen, und mein Atem bildete kleine Wolken in der kühlen Luft.

»Produzieren Sie nur für die Region?«, fragte ich.

»Oh nein«, sagte Jürgen. »Wir beliefern zumindest mit unserem Käse ganz Bayern und darüber hinaus, gell. Oberschnaubing ist halt klein, aber unser Einzugsgebiet ist groß.«

Trotzdem passte etwas nicht zusammen. Die Dimensionen stimmten nicht. Die Produktionsbereiche, die wir gesehen hatten, wirkten wie Musterstrecken, während das Lager industrielle Mengen aufwies.

Es ist wie ein Eisberg. Wir sehen nur die Spitze. Aber was ist unter der Oberfläche?

»Gibt es denn noch andere Produktionsbereiche?«, fragte ich.

»Klar«, antwortete Frederick. »Aber die meisten laufen heute im Testmodus oder sind gerade nicht zugänglich. Die Molkerei zum Beispiel sehen Sie gleich im Anschluss.«

Wieder eine Erklärung, die keine ist.

»Ach ja!« Jürgen rieb sich die Hände. »Das wird Ihnen gefallen, gell. Frederick ist unser Käse-Experte. Warten Sie, bis Sie unseren Spezialkäse probieren!«

Frederick lächelte bescheiden. »Die Käserei ist mein Bereich. Da bin ich wirklich stolz drauf.«